

ziehender Vergleiche zu Südwestdeutschland. Das sehr hohe, absolut universitäre Niveau der Aufsätze hat indessen nicht nur positive Seiten: Das ist meistens eine weithin hermetische Insidersprache; Kenntnis der mittellateinischen Quellensprache, aus der immer wieder und teils ausgiebig zitiert wird, wird beim Leser selbstverständlich vorausgesetzt – eine Voraussetzung, die freilich an der Realität vorbeigeht. Der Rezensent weiß aus eigener Anschauung, daß sogar erfahrene Latein-Studienräte mit dem Mittellatein ganz erhebliche Probleme haben. Damit dürfte sich der Adressatenkreis des Werkes auf wenige Dutzend Leser in Deutschland minimieren, die dem Buch wirklich umfassend und in allen Passagen ohne Mühe zu folgen vermögen. Sicher: Wissenschaft muß zweckfrei sein und darf nicht nach der Zahl eventueller Leser schießen. Aber man kann komplizierte Sachverhalte auch anders ausdrücken, als dies der Kölner Professor tut, ohne daß das wissenschaftliche Niveau darunter leidet.

G. Fritz

Stadt und Krieg / hrsg. von Bernhard Kirchgässner u. Günter Scholz. – Sigmaringen: Thorbecke, 1989. – 294 S. (Stadt in der Geschichte; 15)

Der Band enthält die insgesamt acht Beiträge, die 1986 zum Thema »Stadt und Krieg« auf der Tagung des südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung gehalten wurden. Dabei spannt sich der zeitliche Rahmen vom Mittelalter (z. B. Heinrich Koller: Die mittelalterliche Stadtmauer als Grundlage städtischen Selbstbewußtseins) bis ins 20. Jahrhundert (Bernhard Sicken: Die Festungs- und Garnisonstadt Wesel im Ersten Weltkrieg; Thomas Schnabel: Freiburg im totalen Krieg 1943–1945; Wolfgang Brumme: Die Zerstörung der Stadt Böblingen im Zweiten Weltkrieg und ihr Wiederaufbau). Zusätzlich zu den Referaten wird auch die ausgesprochen aufschlußreiche Diskussion wiedergegeben, die im Anschluß an die Referate geführt wurde. In den Beiträgen Schnabels und Brummes wird deutlich, daß die Stadt ihre Funktion im Kriege völlig gewandelt hat. Während im Mittelalter die städtische Befestigung ein sichereres Leben ermöglichte als auf dem ungeschützten Land, hat sich im 20. Jahrhundert als Resultat der technisierten Kriegführung die Stadt in eine Zone der Gefahr und Unsicherheit verwandelt. Im übrigen zeichnete sich diese Entwicklung schon lange ab. In seinem Beitrag »Zirkel der Vernichtung oder Kreislauf des Kriegsgewinns? Zur Ökonomie der Festung im 17. Jahrhundert« weist Henning Eichberg darauf hin, daß Festungsstädte in militärischem Sinne sich eigentlich nicht lohnten haben: Einem entschlossenen Gegner gelang es meist, die Festungen einzunehmen. Auch in ökonomischem Sinn waren Festungsstädte für die in ihnen lebende Bevölkerung eine zweischneidige Sache. Zwar kurbelte die Bautätigkeit an den Festungen und der Bedarf der Truppen durchaus die Geschäfte an, doch mußte dies um einen bitteren Preis ausgeglichen werden: Einquartierungen machten das Leben schier unerträglich. Außerdem zogen Festungen im Kriege den Feind an und brachten damit der Bevölkerung Tod und Zerstörung. – Von einer überwältigenden Gelehrsamkeit ist der Beitrag Gerhard Fouquets (Die Finanzierung von Krieg und Verteidigung in oberdeutschen Städten des späten Mittelalters [1400–1500]). Ulf Dirlmeiers Aufsatz »Die Kosten des Aufgebots der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber im Schweizerkrieg 1499« ist dagegen eine manchmal geradezu ergötzlich zu lesende Mischung aus Sozialgeschichte (Wieviel Wein rann täglich durch die durstigen Kehlen der Rothenburger Krieger, die übrigens nie ins Gefecht gekommen zu sein scheinen?) und neuen Erkenntnissen zu den Fakten des Konflikts von 1499: Dirlmeiers nüchterne Auswertung der Kriegsrechnungen erweist beispielsweise, daß der berühmte Bericht Willibald Pirckheimers über den Schweizerkrieg und die stattgefundenen Verwüstungen durch die Schweizer maßlos übertrieben sein muß. Die Rothenburger kauften jedenfalls in dem angeblich total ruinierten Vintschgau problemlos und nicht einmal zu übersteuerten Preisen ihren gesamten Proviant an.

G. Fritz